

# »Die Wahrheit selbst ist ein oppositionelles Konzept.«

Geoffroy de Lagasnerie im Gespräch mit Thomas Ostermeier und Florian Borchmeyer

Der Philosoph und Soziologe Geoffroy de Lagasnerie, geboren 1982, ist seit 2013 Professor für Philosophie an der École nationale supérieure d'arts de Cergy-Pontoise. Sein Denken und Schreiben steht in der Tradition von Michel Foucault und Pierre Bourdieu und entsteht oft in enger Zusammenarbeit mit Didier Eribon. Er gehört, zusammen mit Édouard Louis, zu einem Kreis junger französischer Intellektueller, die regelmäßig öffentlich Position beziehen. Sein Buch »Verurteilen. Der strafende Staat und die Soziologie« erscheint im Herbst 2017 im Suhrkamp Verlag. »Penser dans un monde mauvais« (»Denken in einer schlechten Welt«), das die Grundlage für dieses Gespräch bildete, wird voraussichtlich 2018 auf Deutsch bei Matthes & Seitz Berlin veröffentlicht. Geoffroy de Lagasnerie besuchte an der Schaubühne die Proben zu Didier Eribons »Rückkehr nach Reims« und traf Thomas Ostermeier und Florian Borchmeyer zu diesem Gespräch.

**Florian Borchmeyer:** Geoffroy, von Deutschland aus gesehen scheinst du der Inbegriff des engagierten Intellektuellen zu sein. Du hast ein Buch über »Die Kunst der Revolte«, über Assange, Manning und Snowden als Vertreter einer neuen oppositionellen Kultur und Struktur geschrieben; du beteiligst dich öffentlich an aktuellen politischen Debatten und Aktionen – etwa während des Präsidentschaftswahlkampfes in Frankreich, als deine Positionen auch in der deutschen Presse zu lesen waren. Du entwickelst deine Gedanken in engem Bezug zu Didier Eribon, mit dem wir uns insbesondere wegen seiner engagierten Analysen bezüglich der Emanzipation Homosexueller oder der unter Kulturschaffenden in Vergessenheit geratenen Arbeiterklasse beschäftigen. Trotzdem distanzierst du dich in deinem eigenen Buch vom Konzept des engagierten Intellektuellen. Warum diese Kritik oder sogar Verleugnung?

## POLITIK IST IMMER SCHON DA, IN JEDEM AUSGESPROCHENEN WORT.

**Geoffroy de Lagasnerie:** Wenn man sich in das intellektuelle oder kulturelle Feld begibt, zirkulieren dort eine ganze Menge von Zuweisungen. Und wenn man ein Intellektueller und Künstler ist, ist man gezwungen, die gängigen Kategorien zu verwenden, um seine Position innerhalb dieses Felds zu bestimmen. Bei Autoren, die der Tradition der Linken angehören, werden, um sie zu definieren, die Wörter »kritisch«, »radikal«, »engagiert« etc. benutzt. Diese Wörter sind jedoch sehr stark ideologisch aufgeladen, und ihnen ist zu misstrauen. Sie führen eine völlig falsche Wahrnehmung ein. Zunächst vermittelt der Ausdruck »engagierter Intellektueller« den Ein-

druck, es gebe einerseits neutrale, unpolitische Autoren und auf der anderen Seite politisierte Autoren, während die Politik doch immer schon da ist, in jedem ausgesprochenen Wort. Aber vor allem besteht im Gebrauch der Kategorie des »engagierten Autors« die Tendenz, Engagement und Intervention als Handlungen zu konstruieren, die man erklären oder rechtfertigen müsste. Und damit werden implizit Nicht-Engagement oder Konformismus als Referenzpositionen postuliert. Die falsche Neutralität wird als Norm definiert. Und damit muss sich letztlich immer das, was links ist, rechtfertigen, und der Konservatismus wird entpolitisiert. In gewissem Sinne könnte ich sagen, dass ich ein radikaler Intellektueller bin. Aber in gewissem Sinne könnte ich auch sagen, dass ich mich ganz einfach als jemand sehe, der bemüht ist, seine intellektuelle Arbeit redlich zu machen und die Wahrheit über die soziale Welt zu sagen. Im Gegensatz dazu sind in meiner Wahrnehmung viele Leute, die als neutral angesehen werden, sehr radikal, allerdings auf Seiten der Rechten, der Lüge, der Bourgeoisie, der sozialen oder rassistischen Unterdrückung. Und sie werden nie als radikal, als engagiert definiert. Beim Lesen des Buches »Backstage Ostermeier« ist mir etwa besonders aufgefallen, dass viele der Fragen begannen mit: »Sie sind radikal, Sie sind unangepasst.« Solche Fragen werden den Herrschenden, den Bürgerlichen nie gestellt. Im politischen Raum wird das nie über neoliberale Bankiers, sondern immer über die streikenden Gewerkschafter gesagt. Autoren, die nicht in den öffentlichen Raum eingreifen, die schweigen oder sinnlose Forschungen produzieren, sind ebenso engagiert wie ich. Sie engagieren sich aber für

die Konservierung der Welt. Ich denke, es ist wichtig, den Konformismus als problematischste Handlung zu definieren. Nicht die Kritik, die Subversion, das Infragestellen der Welt.

**Thomas Ostermeier:** Ja, und ich habe im gesamten Interview diese Sicht verweigert. Ich habe ständig gesagt: Ich bin überhaupt nicht radikal, ich bin kein »enfant terrible« – nein, im Grunde versuche ich, darüber zu sprechen, worüber gesprochen werden muss: über die Gewalt im wirklichen Leben. Ich habe mich immer als jemanden wahrgenommen, der nach einer bestimmten Wahrheit sucht, die noch nicht existent, entdeckt ist.

## WIR LEBEN IN EINER ZEIT, IN DER RADIKALITÄT ALS ILLEGITIM ANGESEHEN WIRD.

**GdL:** Ja, genau das ist es. Wir müssen dem Infragestellen der Welt wieder eine Art von Unschuld und Offensichtlichkeit verleihen. Denn wir haben an Terrain verloren. Man muss zum Beispiel nur noch einmal die Texte von Sartre, Simone de Beauvoir, Foucault etc. aus den 1960er und 1970er Jahren lesen, um zu sehen, wie sehr sie Dinge aussprechen konnten, die man heute nur unter Schwierigkeiten sagen könnte. Zum Beispiel verfasste Foucault 1971 Texte für die *Groupe d'information sur les prisons*, in denen er schrieb: »Untragbar sind: die Gerichte, die Bullen, die Krankenhäuser, die Irrenanstalten, die Schule, der Wehrdienst, die Presse, das Fernsehen, der Staat, und vor allem die Gefängnisse.« Er schreibt das, während er gleichzeitig Professor am Collège de France ist. Das ist eine

Aussage, die heute für einen Intellektuellen fast unsagbar wäre. Heute leben wir in einer Zeit, in der Radikalität als illegitim angesehen wird. Sie wird systematisch als Position konstruiert, für die man sich zu rechtfertigen hat, sie ist verdächtig. Sie ist nicht mehr das Selbstverständliche. Und was du, Thomas, sagst, ist ganz richtig: Ich verbitte mir heute, dass man im Radio zu mir sagt, »engagierter, radikaler Intellektueller«. Ich sage dann: »Stellen Sie mich als Soziologen und Philosophen vor.« Ich folge schlicht dem bis zum Ende, was die Denklogik mir zu sagen vorgibt; und es sind die anderen, die nicht authentisch sind, es sind die anderen, die man hinterfragen muss. Das Nicht-Engagement muss wieder problematisiert, die Nicht-Radikalität zur Inauthentizität umgedeutet werden.

**TO:** In deinem letzten Buch sagst du: Man ist nicht verpflichtet, engagiert zu sein, weil niemand uns danach gefragt hat, auf dieser Erde geboren zu werden. Aber sobald man anfängt zu publizieren, als jemand zu arbeiten, der Artikel oder Bücher schreibt ...

**FB:** ... oder Theater macht ...

**TO:** ... ja, dann beginnt man, die Welt zu beeinflussen. In der Welt der Wissenschaften, der Kultur, der Kunst – wo siehst du dort nicht nur ein Die-Welt-Beschreiben, sondern im Beschreiben der Welt auch ein Die-Welt-Verändern?

#### **WISSEN IST IMMER ENGAGIERT.**

**GdL:** Von dem Moment an, wo man Werke schafft, trägt man dazu bei, die Vorstellungen zu gestalten, die Werte, die in der Welt zirkulieren werden, man trägt zur Produktion der Welt bei. Meiner Meinung nach ist Wissen immer engagiert, im Sinne der Konservierung der Welt oder im Sinne ihrer Veränderung. Und daher muss alles, was man tut, von dieser Obsession bestimmt sein: Wie kann man es vermeiden, durch seine Praxis Komplize des Machtssystems zu sein? Wie kann man die Welt ein bisschen weniger schlecht machen? Das betrifft etwa die Art, wie man schreibt, die Gegenstände, die man wählt, die Orte, an denen man publiziert etc. Wir müssen immer versuchen, dass die Forschungen, die wir produzieren, gleichzeitig wahr, objektiv sind, dass sie aber zusätzlich, wie Foucault sagt, auch für irgendjemanden irgendwo etwas bewirken.

**TO:** Wie man in »Rückkehr nach Reims« sieht, befinden wir uns heute an einem Punkt der Geschichte, an dem wir mit einer Linken konfrontiert sind, die ihre Aufgabe vergessen hat, einer Linken, die für ein revolutionäres Subjekt verantwortlich ist, das früher einmal die Arbeiterklasse war. Wie verbindest du also deinen Diskurs über die Wahrheit und über den Intellektuellen, der zwangsläufig und immer engagiert ist, mit diesem Aspekt einer Geschichte, die ein revolutionäres Subjekt braucht?

**GdL:** Zunächst ist es äußerst wichtig zu unterstreichen, dass das Beharren auf der ethischen Dimension der Kulturarbeit nicht bedeutet, mit einer Theorie der Wahrheit zu brechen. Denn oft wird man beschuldigt, sich der Ideologie unterzuordnen. Die Texte von Marx über den Markt, von Bourdieu über die Schule, oder die Arbeiten, die ich über die Universität oder die Justiz publiziert habe, zeigen aber, dass die Wahrheit selbst ein veränderndes Konzept ist, weil die Welt falsch ist, wie Adorno sagt. Weil die Welt auf Institutionen beruht, die lügen in Bezug auf die Wahrheit dessen, was sie tun. Zum Beispiel die Schule, die behauptet, sie würde die Besten selektieren, während sie die unteren Schichten eliminiert. Dadurch bedeutet, die Wahrheit über die Schule zu sagen bereits zu ihrer Veränderung aufzurufen. Die Schule lügt, die Schule ist eine falsche Institution. Und daher ist die Wahrheit als solche ein oppositionelles Konzept.

**TO:** »Ein Volksfeind« ist ein Stück, das sich damit auseinandersetzt. Es gibt eine Wahrheit, aber die Macht der Wirtschaft, der Politik verhindert mit Hilfe der Medien, dass sie gehört wird, weil ein großes Interesse daran besteht, dass die Wahrheit nicht gehört wird. Brauchen wir nicht zusätzlich zur Wahrheit eine andere Kraft, die uns hilft, sie zu hören?

**GdL:** Das Problem der Linken ist die Frage der Allianzen. Wie baut man Plattformen auf, Allianzen zwischen unterschiedlichen Gruppen? Für die Rechte ist es bequemer, sie braucht keine Allianzen, weil ihre Anhänger bereits über starke Verbindungen verfügen. Das Feld der Medien, das Feld der Macht, das akademische Feld sind sehr integrierte Felder. Man kennt einander, man geht in dieselben Schulen, man hat dieselben mentalen Strukturen. Das Problem der Linken besteht darin, Verbindungen zwischen Welten zu schaf-

fen. Die große Schwierigkeit der Linken ist, dass sie nicht nur Wahrheiten formulieren muss, sondern auch Plattformen für die Verbreitung der Wahrheit.

**TO:** Wo siehst du Plattformen? Wir haben eben auf der Probe Gil Scott-Heron gehört, weil wir überlegt haben, ihn in einer Inszenierung zu verwenden. Er hat ein Lied mit dem Titel »The Revolution will not be televised« geschrieben. Das war 1969. Und heute müsste man sagen: »The revolution will not be facebook-ized«.

#### **ES GIBT KEIN ZENTRUM, ALSO KEINE REVOLUTION.**

**GdL:** Ich denke, nebenbei bemerkt, dass Facebook in der Praxis einer Revolution eine sehr wichtige Rolle spielen würde. Zwei Dinge sind wichtig: Ich glaube nicht an die Vorstellung von einem revolutionären Subjekt. Ich war sehr beeindruckt von den Analysen von Herbert Marcuse, später von Michel Foucault und aktuell von Didier Eribon, die die Heterogenität von politischer Zeit und Kämpfen betonen. Die Machtssysteme sind und waren immer schon zersplittert. Es gibt kein Zentrum. Einen Kampf in Bezug auf die Frage des repressiven Staats und der Polizeigewalt zu führen, wie ich das in Frankreich mache, heißt nicht unbedingt, einen anderen Kampf zu führen, gegen den Neoliberalismus zum Beispiel. Es ist auch nicht der gleiche Kampf wie der Kampf für die Sache der Migranten oder den Feminismus. Es gibt kein Zentrum, also keine Revolution. Es gibt Machtssysteme, und die muss man zu zerschlagen versuchen, eines nach dem anderen. Danach muss man wie in jedem dieser Kämpfe Allianzen schaffen, die Wahrheit zirkulieren lassen, handeln etc. Ich bin überzeugt, dass die Frage der Linken eine Frage der Zeit ist. Wenn ich ein Buch schreibe, schreibe ich es nicht für die Minister von heute. Ihre Köpfe wurden in den 1970er und 1980er Jahren geschult, sie wenden die Politik dieser Jahre an. Wenn ich heute mit zwanzigjährigen Studierenden spreche, wird das in dreißig Jahren Ergebnisse bringen. Und diese Zeitverschiebung bewirkt, dass man ständig glaubt, machtlos zu sein. Aber man ist nicht machtlos. Man ist mächtig, aber erst mit der Zeit. Das Ziel ist es, die mentalen Strukturen der Jungen zu verändern. Dafür setze ich mich ein.

**TO:** Wir haben gerade die Archive von Ernst Thälmann, der deutschen kommunistischen

tischen Partei aus den 1920er Jahren angesehen. Es gab da ein großes Transparent, auf dem stand: »Die Revolution ist die Flamme der Reinheit der Jugend.«

## **DIE NEOLIBERALE INFILTRATION SOLLTE ALS INSPIRATIONSQUELLE DIENEN.**

**GdL:** Genau. Und die Frage, die sich damit stellt, lautet: Welche Aktionsform ist effizient? Wie können die Kräfte der Veränderung heute wieder mächtig werden? Hierzu glaube ich zunächst, dass eines der Probleme, die sich heute stellen, ist, dass wir in der sozialen Bewegung oder der kritischen Theorie die Tendenz haben, auf den Staat zu reagieren und uns in Bezug auf die Handlungen des Staates zu definieren. Wir mobilisieren uns, um auf das zu reagieren, was der Staat macht. Wir sind der Zeitlichkeit der Politik unterworfen. Ich glaube, dass die soziale Bewegung und die Intellektuellen wieder siegen könnten, wenn wir es schaffen würden, den Staat zu überrumpeln, die politische Zeitlichkeit umzukehren, und den Staat in die reaktive Position zu bringen. Wenn wir unsere Zeit damit verbringen, darauf zu reagieren, was der Staat tut, dann erhalten wir tatsächlich nur das, was da war (vor dem Reformprojekt, das wir bekämpfen), und daher stagnieren wir. Wir müssen wieder lernen, die Initiative zu ergreifen. Ich interessiere mich derzeit für die Frage der neoliberalen Revolution. Weil es Revolutionen gibt, die erfolgreich waren, rechte Revolutionen. Und manchmal muss man sich auch von der Methode der Sieger inspirieren lassen. Wenn man darüber nachdenkt, wie die Neoliberalen – Hayek, Friedman, die Chicagoer Schule – in den 50er Jahren die Revolution organisiert haben: Sie haben die *Mont Pèlerin Society* gegründet, sie haben Zentralbankiers, Minister, Wirtschaftswissenschaftler, rechte Professoren ausgebildet, während sie die Straße, die Zeitungen, die Medien der kulturellen Linken überlassen haben. Und 30 Jahre später war ihre neoliberale Revolution erfolgreich. Darin, in dieser Infiltrations- und Zeittheorie, liegt eine Stärke. Wie könnte sich die Linke davon inspirieren lassen? Ich sage nicht, dass die neoliberale Infiltration ein Modell ist. Sie sollte aber als Inspirationsquelle dienen.

**FB:** In der Geschichte der neoliberalen Revolution waren aber die Vordenker wie Hayek und Friedman auch Vertreter der herrschenden Klasse, die aus den Univer-

sitäten kamen. Ein Pinochet oder ein Reagan konnte ganz einfach mit ihnen in Kontakt kommen, weil sie dieselben Klasseninteressen hatten. Das Problem, das sich heute von einem linken Standpunkt aus stellt, ist die Tatsache, dass die Intellektuellen, die die Falschheit der Welt denken, zu einem Großteil auch Teil dieser herrschenden Klasse sind. Es sind letztlich Intellektuelle, die aus denselben Schulen kommen wie die neoliberalen Denker. Und deshalb besteht eine große Diskrepanz zwischen den Interessen der Arbeiterklasse und den Kämpfen der sozialen Bewegungen und der akademischen Welt. Wenn du sagst, mit den Jungen sei in 20 oder 30 Jahren eine Veränderung zu erreichen, wenn die Jungen, mit denen du als Universitätsprofessor sprichst, Bildungsbürger sind, wie ist dann die Verknüpfung der Arbeiterkämpfe mit dem Denken zu erreichen, das von einem Bildungsbürgertum dominiert wird?

## **WIE WÄRE ES, ANARCHISTISCHE RICHTER IM VERFASSUNGSRAT ZU HABEN?**

**GdL:** Mein politischer Horizont ist nicht »die« Revolution. Das ist kein politischer Horizont, der mich interessiert. Ich denke in Begriffen wie: »Wie ist eine bestimmte Art von Machtssystemen zu gegebenen Momenten zu verändern?« Und derzeit denke ich viel über die Frage der Radikalität in ihrem Verhältnis zur Marginalität oder dem Zentrum, der politischen Mitte, nach. Welche Beziehungen sollte man zu den Institutionen pflegen? Sicher bin ich von Aktivismus, militantem Engagement, Avantgarde, Subversion etc. überzeugt. Aber ich glaube auch, dass es notwendig ist, gegenüber der Abkehr von der Mitte misstrauisch zu sein. Ich glaube, dass in der Mitte sehr viel geschieht. Vielleicht liegt die Tatsache, dass sich zwischen Zentrum und Rand eine Schere auftut, auch daran, dass die Menschen, die sich als radikal definieren, nicht in die großen Wirtschaftsschulen und die Rechtsfakultäten gehen – und ihre Verweigerung überlässt das Zentrum im Grunde der Rechten und der Bourgeoisie. Ich denke, dass diese Verweigerung des Zentrums tatsächlich eine der Ursachen für eine bestimmte Form des Scheiterns der Linken ist. Die Weigerung im Namen einer Art Marginalitätskult, in die Institutionen zu gehen. In der zeitgenössischen Kunst, aber auch in der Theorie, gibt es manchmal eine bestimmte Art, sich einzureden,

dass man etwas macht, obwohl man nichts macht und sich nur miteinander die Zeit vertreibt. Und zu denken, dass politisches Handeln ethische Reinheit wäre. Ich glaube, dass politisches Handeln Effektivität ist, und in gewissem Sinne auch ein wenig Zynismus. Also die Institutionen zu benutzen, um zu einem gegebenen Zeitpunkt etwas zu tun. Victor Hugo war Abgeordneter. Aimé Césaire war Abgeordneter. Das war Tradition. Ich sage oft zu meinen Studierenden: Wenn ihr links seid, warum lernt ihr dann Soziologie oder Psychologie? Warum kann man nicht Trotzist oder Anarchist sein und Wirtschaft oder Rechtswissenschaften studieren? Wie wäre es, anarchistische Richter im Verfassungsrat zu haben? Das könnte viel mehr verändern, als alle sechs Monate auf der Place de la République Demonstrationen zu organisieren. Am besten müsste man beides machen ...

**TO:** Sogar bis ins Élysée, bis zur Präsidentschaft?

## **MIR HÄTTE ES GEFALLEN, WENN SNOWDEN BEI DER CIA GEBLIEBEN WÄRE.**

**GdL:** Sicher. Mir hätte es gefallen, wenn Snowden bei der CIA geblieben und auf der Karriereleiter aufgestiegen wäre, um alles zusammenzuschlagen, sobald er oben angekommen wäre. Und ich sehe in »Backstage Ostermeier« sehr deutlich, dass es immer diese Obsession gibt: »Sie werden institutionalisiert, Sie waren ein Linker, jetzt sind Sie ein Sozialdemokrat an der Spitze einer großen Institution.« Es gibt immer dieses Gefühl, dass man etwas verliert, wenn man im Zentrum ist, dass man weniger radikal ist, weil man im Zentrum ist.

**TO:** Als ich die Leitung der Schaubühne übernahm, bekam ich einen Brief von einem Linksradikele aus Köln, den ich nicht kenne. Er schrieb mir: »Pass auf, Thomas, denn wenn du in einer Institution ankommst, geht es darum, sie am Laufen zu halten. Das ist das einzige Ziel. Eines Tages wirst du damit konfrontiert sein, dass deine Arbeit sich darauf reduziert, die Institution zu erhalten, und nicht mehr um radikales kritisches Denken, nicht mehr darum, von den Marginalisierten zu sprechen.«

**FB:** Und hinzu kommt, dass genau das mit vielen Radikalen vom Mai '68, aus den 1970er Jahren passiert ist, nicht? »Der Marsch durch die Institutionen«. Am Ende

war es oft eher die Institution, die die radikalen Individuen verändert hatte, als dass sie die Institution verändert hätten.

### »ICH NENNE DIE LINKE IMMER ÖFTER DAS, WAS SCHEITERT«.

**GdL:** Ja, aber weil bereits in der angeblichen revolutionären Haltung ein bestimmter Bezug zur bürgerlichen Ethik besteht, zur Realitätsferne und damit zum Konformismus, der sich dann in der Entwicklung zum institutionellen Politiker wiederfindet. Das sind keineswegs zwei Seiten, sondern zwei Formen der bürgerlichen Beziehung zur Welt in der Jugend und im Alter. Bei einer Debatte mit Julian Assange im Centre Pompidou während der *Nuits debout* sagte er zu mir: »Ich nenne die Linke immer öfter ›das, was scheitert‹.« Und das stimmt vielleicht. Aber es ist ein Problem. Wir müssen also wieder Arten finden, wirksam zu sein. Zum Beispiel müssen wir neue Aktionsformen erfinden, denn die Aktionsformen, die in der Vergangenheit wirksam waren, können zur Routine werden und ihre Effektivität und ihren subversiven Charakter einbüßen. Andere Frage: Was würde es bedeuten, ein zynisches Verhältnis zu den Institutionen zu entwickeln? Ein Verhältnis, das kein Zugehörigkeitsverhältnis wäre, sondern ein Verhältnis der effektiven Veränderung. Dann würde die Frage der Linken lauten: Wie sich radikale oppositionelle Praktiken erfinden, die sich in die institutionelle Veränderung einschreiben? Wenn man an eine Mobilisierung denkt, die in Frankreich geglückt ist, wie die Forderung nach der Schwulenehe, was sieht man da? Radikale Mobilisierung in den 1980er Jahren, manchmal sogar gewaltsamer Aktivismus von Organisationen wie Act-up, Ausbildung von Juristen, von Politikern, die mit den aktivistischen Bewegungen in Kontakt stehen, und dann die Verabschiedung eines Gesetzes dank Christiane Taubira. Das ist meiner Meinung nach eine für die Linke sehr inspirierende Abfolge. Jedenfalls ist es wesentlich interessanter als das, was zum Beispiel das *Comité Invisible* heute macht, das glaubt, die Welt zu verändern, indem es alle zwei Jahre ein Buch veröffentlicht und in einem Dorf ein Lebensmittelgeschäft eröffnet hat – das heißt, indem es nichts tut.

**FB:** Und wo bleiben bei all dem, sagen wir, die sozialen Bewegungen und vor allem die Bewegungen der Arbeiterklasse? Denn ich bin zwar damit einverstanden zu

sagen, dass die Marginalität heute nichts zur Veränderung beiträgt – selbst wenn der Kampf in der Vergangenheit oft von den Rändern aus geführt wurde: »Sei marginal, sei ein Held« lautete der Slogan des künstlerischen Widerstands gegen die Militärdiktatur in Brasilien. Doch die Tatsache, sich zu institutionalisieren, wenn man auch aus einer Bildungsschicht stammt, ändert nichts an der großen Diskrepanz zwischen deinem Denken und deiner Handlungswelt und denjenigen der Arbeiterkämpfe.

### IN FRANKREICH SIND 77% DER MENSCHEN IN DEN GEFÄNGNISSEN SCHWARZE ODER ARABER.

**GdL:** Mir ist aufgefallen, dass ich, je genauer ich über ein Thema nachdachte, desto mehr Menschen aus verschiedenen Kämpfen traf. Ich bin zum Beispiel der Meinung, dass in Frankreich die Frage der Schwarzen und die Frage der Polizeigewalt ernste Probleme darstellen. In Frankreich sind 77% der Menschen in den Gefängnissen Schwarze oder Araber. Das ist doppelt so viel wie in den Vereinigten Staaten. Es besteht also ein sehr großes Rassismusproblem, ein Problem des repressiven Staats. Ich lebe nicht in den schwarzen und arabischen Milieus der Pariser Vororte. Aber da ich Texte über die Frage der Repression geschrieben habe, wurde ich eingeladen, bei ihren Solidaritätstreffen, auf Demonstrationen zu sprechen, mit ihnen Interviews zu führen, und wir sind uns begegnet. Ich habe mein Buch über Snowden, Assange und Manning komplett zu Hause geschrieben. Ich habe mich mit dem Thema beschäftigt, mir gesagt, dass es sehr wichtig ist. Seit der Veröffentlichung treffe ich digitale Aktivisten, diskutiere ich mit Julian Assange oder Sarah Harrison, spreche ich bei re:publica usw. Ich knüpfe Verbindungen zu schwarzen Familien, Anwaltskollektiven, digitalen Aktivisten. Paradoxerweise hat sich also die Begegnung ergeben, während ich meinem Denken in meinem Feld treu war; es hat mir ermöglicht, ihnen zu begegnen, und jetzt sind diese Bewegungen in Frankreich im öffentlichen Bewusstsein. Paradoxerweise ermöglicht es manchmal gerade gesellschaftliche Distanz, Allianzen und Begegnungen entstehen zu lassen ...

**TO:** Um auf die Frage des Scheiterns zurückzukommen: seit der Aufklärung, ist die Geschichte der Emanzipation die Geschichte eines Scheiterns nach dem

anderen. Und nach, sagen wir, fünf Jahren des Scheiterns gibt es einen Augenblick des Siegs. Diese Erzählung vom Scheitern ist konservativ, weil sie sagt: »Ihr seht, es hat keinen Sinn, sich aufzulehnen, weil Occupy letztlich ein Misserfolg war. Da können wir gleich zu Hause bleiben.« Aber die Geschichte der Emanzipation, oder die Geschichte der Kämpfe der unterdrückten Klassen, ist eine lange Geschichte, die über 100, 200 Jahre hinweg erzählt werden muss. Denn wenn man die 200 Jahre seit der Französischen Revolution ansieht, hat sich viel verändert. Und insgesamt haben wir mehr Fortschritte gemacht, als wir verloren haben. Ich würde deshalb eher sagen, dass man nicht traurig zu sein braucht, ständig zu scheitern, das ist Teil des Prozesses, um eines Tages Erfolg haben zu können.

**GdL:** Wir müssen die Welt heterogen denken. Und daher kann es auf der einen Seite Fortschritte geben und auf der anderen Rückschritte. Wir dürfen die politische Zeit nicht zu einheitlich denken. Und es stimmt: Wenn man sich die Zeit so vorstellt, ist ganz klar, dass es heute Fortschritte gibt, vor allem in Bezug auf die Schwulenehe und den Feminismus. Das sind Bewegungen, die viel erreicht haben – selbst wenn noch viele Fortschritte zu machen sind. Dann denke ich, dass es Rückschritte gegeben hat, in Frankreich zum Beispiel in Bezug auf die Rassenfrage, den Strafvollzug, die Polizei. Ich denke, dass wir in Bezug auf wirtschaftliche Fragen auch eher mit einem Rückschritt konfrontiert sind, in Bezug auf die Arbeitsrechte zum Beispiel. Andererseits kann das Scheitern einer sozialen Bewegung manchmal auch als eine Art Vorgeschmack angesehen werden, der Energien für das zweite Mal freimacht, und dieses wiederum kann die Initialzündung für einen dritten Versuch geben; jeder zieht so Energie aus dem Scheitern des anderen, und am Ende ergibt das etwas. Das sagt auch Judith Butler in ihrem Buch über Versammlungen.

### TRY AGAIN. FAIL AGAIN. FAIL BETTER.

**TO:** Absolut. Wie Beckett schon gesagt hat: »Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.«

**GdL:** Genau. Gleichzeitig heißt links zu sein auch, nie zufrieden zu sein. Man muss gegenüber der Realität, in Bezug auf das Leid immer unnachgiebig sein. Und man kann sich auch nie mit Erfolgen zufrieden

geben, weil sie im Verhältnis zum Leid der Menschen, das die Machtsysteme erzeugen und verbergen, immer gering sind.

**FB:** Du betonst die Tatsache des Scheiterns sehr stark, und du hast den pessimistischen Mut, ein Buch »Penser dans un monde mauvais« (»Denken in einer schlechten Welt«) zu nennen, in dem du Sätze schreibst wie: »Die Wahrheit der Welt ist ihre Falschheit.« Wenn man das ernst nimmt, bedeutet das, dass man wirklich ein Held sein muss, um in einer verroteten Welt einen Kampf weiterzuführen, der wenig Erfolgsaussichten verspricht. Mit diesem Rezept ist es schwierig, andere Menschen zu aktivieren, Massen von Aktivisten zu mobilisieren und nicht in die Falle zu tappen, von der du selbst sprichst: Links zu sein heißt, nie zufrieden zu sein, auf die Freuden des Lebens zu verzichten, nur die negative Seite der Dinge zu sehen. Eine Linke, die leicht eines depressiven Puritanismus zu beschuldigen ist.

**TO:** Aber das ist vielleicht ein bisschen so wie der Mythos des Sisyphos bei Camus, der immer wieder von neuem beginnt, den Stein hochzurollen. »Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.«

### **WAS HEISST ES, IN EINER SCHLECHTEN WELT GLÜCKLICH ZU SEIN?**

**GdL:** Was heißt es, in einer schlechten Welt glücklich zu sein? Ein Beispiel, das ich oft benutzt habe, ist: Was heißt es, aus einem Restaurant zu kommen und einen »Clochard« zu sehen? In Paris ist das für mich eine traumatisierende Szene. Und das passiert ständig und nicht nur mir. Warum habe ich im Restaurant 100 Euro ausgegeben, und wenn mich jemand um einen Euro bittet, gebe ich ihm nichts? Das ist sehr brutal. Und ich sage nicht, dass man nicht ins Restaurant gehen darf; man muss sein Leben so leben können, dass man es schafft, keine Scham zu empfinden für das Leben, das man führt. Das ist alles. Beim künstlerischen oder wissenschaftlichen Leben ist es ähnlich: Was heißt es, sich angesichts der Schlechtheit der Welt mit dem verantworten zu können, was man künstlerisch tut? Das ist eine Frage, die man sich stellen muss. Letztlich bin ich wie alle Menschen. Ich lache gerne, ich lasse mich gerne emotional anrühren. Aber ich denke, dass Kulturproduktionen, die diese Effekte erzeugen, im künstlerischen Feld

marginal sein sollten. Die Freude muss als marginaler Affekt und die Trauer als zentraler Affekt betrachtet werden. Man verbringt sein Leben damit, zu versuchen, der Trauer zu entkommen, die man in sich trägt. Aber die Trauer ist zentral.

**TO:** Im Buch »Backstage Ostermeier« spreche ich von der Demütigung, geboren zu sein ... Doch unabhängig davon habe ich den Eindruck, dass unsere Herausforderung am Theater – und das ist unser ständiger Kampf an der Schaubühne – darin besteht, dass wir noch eine Vorstellung von der Welt haben, dass es hinter den Fassaden der aktuellen Gesellschaft eine bestimmte Wahrheit gibt. Und dass man diese aufdecken kann. Meine persönliche Herausforderung hat vielleicht mit meiner katholischen Seite zu tun: In einem Proberaum zu sein, ist eine Art Beichte, ich bemühe mich, mir selbst gegenüber ehrlich zu sein. Wenn ich eine bürgerliche oder kleinbürgerliche Wirklichkeit bearbeite, die meine eigene Klasse darstellt, versuche ich, nicht zu lügen, die Welt nicht besser zu zeigen, als sie ist. Ich bin auf der Suche, und ich versuche nicht zu zeigen, was ich herausgefunden habe, sondern stelle Fragen, anstatt Antworten zu geben.

**FB:** Es ist doch erstaunlich, zu sehen, dass du als Forscher und wir als Theatermacher ein gemeinsames Hauptziel haben: die Wahrheit. Das ist in den Künsten und auch im heutigen Denken sehr selten – die Tatsache, in Bezug auf die Wahrheit, die aufgedeckt werden muss und kann, Position zu beziehen. Aber ich habe einige Vorbehalte in Bezug auf eine Vorstellung von Wahrheit, die ausschließlich der »Befreiung aus der Knechtschaft« dient, wie du mit einem Horkheimer-Zitat schreibst. Eben weil, wie du sagst, alles, was nicht mit dieser Befreiung zu tun hat, als reines *divertimento* – als entbehrliches Vergnügen – zu betrachten ist. Ich fürchte, dass man damit in eine utilitaristische Logik verfällt, die strukturell sowohl dem Stalinismus als auch dem Liberalismus verwandt ist. In der stalinistischen Tradition ist »die Kunst eine Waffe der Revolution«. Und die neoliberale Position lautet: Die Wissenschaft hat dem ökonomischen Profit zu dienen. Disziplinen, die nicht dazu dienen, die Wirtschaft zu entwickeln und daher die Investition in das Bildungssystem nicht zurückzahlen, sind ein Luxus, ein Verlustgeschäft, das abgeschafft werden muss. Man kann also letztlich ein kleines Off-Theater oder ein Institut für byzantini-

sche Kunst mit beinahe denselben stalinistischen, neoliberalen oder sozusagen Horkheimerschen Argumentationsmustern schließen, mit dem Argument, etwas diene nicht der Befreiung des Menschen. Immer dann, wenn die Kunst oder das Denken für ein wohldefiniertes Ziel funktionieren sollen, wird es utilitaristisch. Während doch eben die Vielfalt notwendig ist, um gegen das Vergessen zu kämpfen und fähig zu sein, sich gegen die Instrumentalisierung unserer Disziplinen zur Wehr zu setzen.

**GdL:** Nun, diese Frage der Nutzlosigkeit regelt sich für mich ganz einfach, weil sie keine abstrakte Frage ist. Es ist eine konkrete Frage. Und die Dinge liegen ganz einfach: Alles ist immer zu etwas nützlich. Die Welt ist da, sie funktioniert also, egal, was man tut, ob man der Bewahrung der Welt dient oder ihrer Veränderung. Was »nichts« zu dienen scheint, dient objektiv tatsächlich immer der institutionalisierten Ordnung. Daher lautet die Frage nicht Nützlichkeit oder Nutzlosigkeit. Die interessante Frage lautet: Wozu will man nützlich sein? Eignet man sich die Kategorie der Nützlichkeit wieder als eine Kategorie an, die man rational einsetzt, um eine mit unseren Werten konforme Kunst zu produzieren, oder sitzen wir im Glauben an eine Kategorie der Nutzlosigkeit unfreiwillig der Macht auf – und nützen so den bestehenden Mächten. Du könntest sagen, dass mein Denken utilitaristisch ist, aber da würde ich dir antworten: Nicht meine Argumentation ist es, sondern die Welt. Das Streben nach oder die Aufwertung einer Art von Nutzlosigkeit ist eine Form, das Reale aufzugeben. Und aus dem Realen in unserem Leben keine Konsequenzen zu ziehen. Und diese Aussage verurteilt kein Forschungsfeld. Die Wahrheit liegt nicht in den Gegenständen, sie liegt in den Systemen. Und das bedeutet, dass man sehr gut ein progressives Werk über Byzanz schaffen kann und ein konservatives Werk, das sich mit Migranten heute auseinandersetzt. Es zählt nicht der Gegenstand. Es ist die Art, ihn zu problematisieren, die Wahrheit im Gegenstand funktionieren zu lassen. Und daher denke ich im Gegenteil, dass die Gegenstände vervielfältigt werden müssen, weil man so lernt, dass die Wahrheit von den Gegenständen unabhängig ist.

**FB:** Die Künstler, besonders am Theater, haben die Vorstellung sehr stark internalisiert, dass sie zur Befreiung des Menschen aus der Knechtschaft beitra-

gen, für die Aufdeckung der Falschheit der Welt kämpfen müssen, so sehr, dass das zur wahren Obsession geworden ist. Am Theater in Deutschland wirst du kein Krisenthema und kein internationales Gräueltat finden, das nicht behandelt wird. Es gibt Stücke über Kindersoldaten, über Frauenhandel, über Flucht, Verfolgung, ethnische Säuberungen etc. Von der Falschheit der Welt zu sprechen ist also am heutigen Theater ein dominanter Diskurs. Der sich gegen die Ungerechtigkeit einsetzende Künstler ist kein neues Phänomen. Ich habe aber den Eindruck, dass er eben darüber nichts verändert. Weil das Theater letzten Endes mit der Anprangerung und der Aufdeckung der Wahrheit durch die Affirmation seiner eigenen Bedeutung zu einem bürgerlichen Publikum spricht, das eine Art Katharsis erlebt: »Endlich teilt jemand meine Sorgen, und indem ich das gesehen habe, habe ich mich selbst in Frage gestellt und eine Einsicht gewonnen. Ich kann also aus dem Theater gehen und ruhig weiterleben wie bisher.«

#### **KUNST ZU MACHEN HEISST IMMER: KEINE REVOLUTION ZU MACHEN.**

**GdL:** Das ist eine sehr wichtige Frage, die du stellst. Ich kenne die Stücke nicht, von denen du sprichst. Aber ich kann folgendes sagen: Nicht weil das Thema politisch ist, ist das Stück aktiv, verändernd oder sagt die Wahrheit. Es kann die Operationen der Macht umgehen, sein Ziel verfehlen und damit harmlos sein. Andererseits gibt es sicher auch eine bestimmte Art, politisch zu sein, die dazu führt, seine Kunst zu verhunzen. Und wenn du Kunst praktizierst, die eine Art politische Zertrümmerung der ästhetischen Formen produziert, dann ist das einfach schlechtes Theater, weil kein Einklang zwischen den autonomen ästhetischen Anforderungen und den ethischen Anforderungen gefunden wurde. Wenn man beide vereint, schafft man es, ein Theater zu machen, das etwas bewirkt. Das ist aber selten. Aber vielleicht gibt es im Grunde etwas Wichtigeres: Welches Verhältnis besteht zwischen Theater und Handeln? Und welche Art, Theater zu machen, bezieht sich auf die Ambition, die Welt zu verändern? Mich hat immer ein Text von Marcuse sehr beeindruckt, »Die Permanenz der Kunst«, in dem er sagt, Kunst zu machen heiße immer: keine Revolution zu machen. Das ermöglicht eine Einsicht. Kunstausstellungen zum Beispiel sind keineswegs Kirchen, wie man

zuweilen glaubt, sondern Friedhöfe revolutionärer Ambitionen. Ein Künstler stellt dort aus, wie er mit dem Verzicht auf das Handeln umgegangen ist. Vielleicht trifft das auf Autoren und auch auf das Publikum zu. Wie also eine Kunst produzieren, die keine Art ist, nicht zu handeln?

**FB:** Ich musste auch ein wenig ans Theater denken, als ich in deinem Buch das Kapitel über Fanon gelesen habe, in dem er die afroamerikanischen Kulte kritisiert, die in Bezug auf den dominanten christlichen Diskurs als oppositionell angesehen werden; gleichzeitig aber haben diese Kulte, die die Priesterschaft während der Kolonisierung erlaubt hat, eine Ventilfunktion. Sobald man dieses gegenkulturelle Element zulässt, hilft es auch, das Leid erträglicher zu machen, weil es eine Form gibt, es auszudrücken. Ich stelle manchmal im Theater, in diesem angeblich subversiven und gegenkulturellen Kult, den Willen zur Kritik, aber letzten Endes eine Affirmation des Systems fest. Vielleicht ist es einfach wirkungsvoller, eine soziale Bewegung zu gründen, um die Falschheit der Welt anzuprangern, eine politische Partei zu gründen, weil die Kunst und das Denken dazu nicht wirklich etwas beitragen können.

#### **IST ES ZU IRGENDETWAS GUT, THEATER ZU MACHEN?**

**GdL:** Die Frage, die du letztlich radikal stellst, lautet also: Ist es zu irgendetwas gut, Theater zu machen?

**FB:** Und ist es zu irgendetwas gut, Philosophie zu machen? Besonders, wenn Kunst und Philosophie sich in Funktion ihrer Fähigkeit definieren, »den Menschen aus der Knechtschaft zu befreien, die auf ihm lastet«.

**GdL:** Philosophie und Soziologie, ja, die sind zu etwas gut, absolut. Wenn man dagegen die Diagnose einer bestimmten Form der Nutzlosigkeit einer künstlerischen Praxis stellt, wie du sie beschreibst, bedeutet das, dass man die Vorstellung dessen ändern muss, was es bedeutet, Theater zu machen. Politik und Ethik müssen immer zuerst kommen. Und ausgehend davon müssen die künstlerischen, politischen, ästhetischen Formen hinterfragt werden, und nicht die Formen, wie sie uns von der Geschichte überliefert sind, fetischisiert werden. Wenn du also einen Moment des Verlusts der politischen

Wirkung des Theaters heute beschreibst, ist das ein Ausgangspunkt dafür, es neu zu erfinden.

*Aus dem Französischen von Brita Pohl.*